

Edgar Sarton-Saretzki

### **Betrachtungen zum 9. November 1938 in Frankfurt am Main**

(Rede, gehalten am 6.11.2003 im Bunker an der Friedberger Anlage anlässlich des 65. Jahrestags des Novemberpogroms)

Ein berühmter englischer Roman beginnt mit dem Satz: "The past is a foreign country, they do things differently there." Die Vergangenheit ist ein fremdes Land: Dort geht es anders zu.

Der englische - und jüdische - Historiker Eric Hobsbawm - aus Alexandria, Wien, Berlin, Cambridge - zitiert ihn mehrmals in seiner vor kurzem erschienenen Autobiographie "Interesting Times. A Twentieth Century Life". Er bezieht sich auf den bekannten chinesischen Fluch: "May you live in interesting times!" Du sollst in interessanten Zeiten leben!

"Historiker meines Alters", sagt Hobsbawm, "sind Wegweiser zu einem maßgeblichen Ausschnitt der Vergangenheit, zu diesem fremden Land, in dem es anders zugeht, weil wir dort gelebt haben. Wir waren da, wir wissen, wie es sich angefühlt hat, und das verleiht uns Immunität gegen die Anachronismen Derjenigen, die es nicht waren."

Ich schicke dieses Zitat meinen Ausführungen voraus, denn es passt auf einige Derjenigen, die den 9. November - man könnte sagen - appropriieren, ihn mit Anachronismen ausschmücken, während ihnen das Wichtigste - wie es sich angefühlt hat - entgeht, entgehen muss. Wie auch die heutige - oft unsägliche Debatte - über das Thema "Deutsch-jüdische Symbiose" am Wesen der Beziehung vorbeigeht, abstrakt bleibt.

Das Abstrakte - das Hantieren mit Begriffen -, die Psychoanalytiker unter Ihnen wissen es, ist meist nur eine Umgehung, ein Ausweg, ein Hindernis beim Verstehen. In den Worten des Historikers Saul Friedländer: "Die Opfer werden zu statistischen und abstrakten Elementen des historischen Hintergrunds. Es wird zu oft vergessen, dass die Nazi-Haltungen und -Maßnahmen nicht völlig beurteilt werden können ohne das Wissen über das Leben und selbst die Gefühle der jüdischen Männer, Frauen und Kinder."

Die Gefühle so vieler unserer Väter, über die der 9. November hereinbrach, für die die Welt - ihr Deutschland - endgültig anders aussah, reichen ja bis ins Kaiserreich, in ein Land, wie es damals war, sie formte, ein fremdes Land.

Wie hat sich der 9., der 10., der 11. November angefühlt?

Die Tage trafen ein unvorbereitetes Gemeinwesen und in ihren innersten Gefühlen verwundbare Einzelwesen.

Aus heutiger Sicht sicherlich unverständlich. Es gab die pogromartigen Märztage in Wien nach dem "Anschluss". Aber kein Fernsehen brachte sie in die Wohnzimmer. Auch die Deportation der in Deutschland lebenden polnisch-jüdischen Staatsbürger wenige Tage zuvor an die polnische Grenze war kaum Gesprächsthema, zumindest nach meiner Erinnerung, obwohl sie einen engen Freund und Gönner der Familie betraf.

Urnen mit den sie begleitenden Zahlungsaufforderungen aus den Konzentrationslagern waren schon lange vorher eingetroffen. Es war nicht ratsam, darüber zu sprechen - aber mein Freund Ascher sprach davon -, der Vater war politisch tätig gewesen.

Auf der Zeil erschienen die ersten Paare der SS-Verfügungstruppe im schwarzen Stahlhelm und weißen Handschuhen... Aber die alltägliche Gewalt auf den Straßen zwischen den paramilitärischen Verbänden der Parteien war verschwunden. Der Einsatz der SA beim Boykott des April 1933 war so nicht wiederholt worden. Es folgten ihr blutiger Machtverlust im Juni 1934 - aber auch die Erschießung des Generals und ehemaligen Kanzlers Kurt von Schleicher und seiner Frau sowie des Generals Ferdinand von Bredow in ihren Wohnungen... als Staatsakt legitimiert.

Nun war ja der Staat - wie auch immer er bisher aufgetreten war - oft der Schutz der Juden vor dem

Pöbel, dem Mob, ja oft ihr Förderer gewesen. Mit den Hindernissen, die er bis in die Weimarer Zeit noch beibehielt, konnte man leben. Auch Fettmilch und Genossen in Frankfurt waren vom Kaiser erledigt worden, nicht vom Rat der Stadt.

Das Gefühl, auch dieser Staat werde gewisse Grenzen nicht überschreiten, vor allem bei denen, die auf kaiserlichen Kasernenhöfen auf Tuchfühlung mit ihren Kameraden gestanden hatten - ganz zu schweigen von der Front - trotz der so genannten Judenzählung des Jahres 1916 -, dieses Gefühl hatte vielen durch schlimme Tage geholfen.

Es war schwer für sie - trotz allem, was man erlitten hatte an Statusverlust -, sich gänzlich als Außenseiter, als Ausgestoßene zu betrachten, als vogelfrei im Ordnungsstaat - oder in was sich immer noch als solcher legitimierte und - rein äußerlich - auch so erscheinen konnte.

So wie es nicht die Juden gibt, der eine Erfindung der Nazis ist, so gibt es auch nicht den 9. November. Alles in diesen Tagen war bruchstückhaft, für jeden Betroffenen zunächst Einzelschicksal, nicht sofort als allgemeiner Pogrom fassbar.

Philanthropin, 10. November, etwa acht Uhr morgens. Der Direktor Dr. Albert Hirsch öffnet die Klassenzimmertür: "Die Synagoge Friedberger Anlage brennt. Geht nach Hause!" Das war wohl auch alles, was er in diesem Augenblick wusste. Ob er Buchenwald als seine nächste Zukunft ahnte. kaum. Wir radelten ruhig, wie immer, nach Hause - die meisten ins Westend und ins Nordend, wenige ins Ostend. Das war für die Mehrheit der Philanthropiner eine andere Welt.

Zu Hause, Lersnerstraße: die Familie Lerner. Er, Louis Lerner, Kassierer der Jüdischen Gemeinde, geflüchtet aus der Rauch gefüllten Wohnung, Teil der Synagoge Königsteinerstraße im Westend, jetzt Westendsynagoge. Brannte auch die Hauptsynagoge in der Innenstadt? Sie brannte, umringt von einer gaffenden, aber sich passiv verhaltenden Menge. Mein Vater schritt durch sie hindurch, in den Nebeneingang, und kam mit einem Arm voll Partituren, Liturgien des Gottesdienstes, wieder heraus. Was hatte er sich dabei gedacht? Dass man ihn angreifen könnte und mich auch, den er in der Menge zurück gelassen hatte? Anscheinend nicht. Wieso nicht? Das ist doch eine berechtigte Frage in der heutigen Welt der Leibwächter und Polizeiwachen.

Als Schwerverwundeter der Marneschlacht, September 1914, war er mit Gewalt vertraut. Seinen Totschläger hatte er mich erst wenige Tage zuvor in die Mülltonne werfen lassen. Offenbar glaubte er sich auf sein Gefühl verlassen zu können, was ihn auf den Straßen Frankfurts erwarten könnte. Da war die kleine Blutlache um den einsamen Hut auf der Straße Ecke Bornwiesenweg/Lersnerstraße am Morgen des 11. November - der Herz zerreißende Schrei einer Frau hatte mich auf sie aufmerksam gemacht - ein Zeichen, dass sich doch etwas radikal geändert hatte.

In der vorhergehenden Nacht - ich war mit meiner Großmutter allein, meine Eltern waren verschwunden, ohne dass ich wusste, wohin - gingen die Lichter in vielen Wohnungen der Nachbarschaft an, Wagentüren klappten zu, es war klar, dass Leute heraus geholt wurden. Jetzt erfuhr man, wie es sich anfühlt, auf das Klingeln, das Rütteln an der Tür, das Klopfen, die schweren Schritte auf der Treppe zu warten. Wie es ja schon bei Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftern, unliebsamen Schriftstellern und Publizisten praktiziert worden war.

Am Morgen des 11. fuhr ich mit dem Rad über den Opernplatz in den Kettenhofweg, um mich nach meiner Freundin, Aenne Isaac, der Tochter des Chefarztes des Jüdischen Krankenhauses, zu erkundigen. Der SA-Posten an der Ecke Bockenheimer Landstraße/Kettenhofweg hielt mich nicht an - bei mir, in kurzen Hosen und Windjacke hatte ihn sein Gespür anscheinend im Stich gelassen. Dort verwies mich die Haushälterin ans Krankenhaus in der Gagernstraße. Hier waren schärfere Männer am Werk. Zwei recht unscheinbare Männer in Hut und Regenmantel, als Gestapo-Leute nicht

gleich zu erkennen, die mich vom Rad runter an die Wand stellten mit etwa einem Dutzend anderer Verhafteter. Im Taxi, in das sie uns durch- und übereinander stießen - sie bezahlten den Fahrer mit dem Geld, das wir bei uns hatten - ging es zum Polizeirevier. Der blau uniformierte Wachtmeister hinter dem Bürotisch, vor dem ich unaufgefordert aber mit dem richtigen Instinkt stramm stand, ließ mich laufen.

Mein Schulbankkamerad Kahn, nie besonders begabt auf dem Turnboden, kam am selben Tag, wie ich später erfuhr, über die Festhalle nach Buchenwald.

Der Gestapobeamte, der am nächsten Morgen meinen Vater in der Wohnung verhaftete, kam in Begleitung zweier schlanker junger Männer in der Uniform der allgemeinen SS, die sich die Bilder im Musikzimmer und die Bücher im Herrenzimmer interessiert anschauten - also keinesfalls die Wohnungszertrümmerer, von denen im Ostend berichtet wird.

Die Rollläden an einigen der Wohnungen in der Lersnerstraße wurden herunter gelassen, als mein Vater in den Wagen, der unten wartete, stieg. Die Straße war immer noch menschenleer, als er nach etwa einer Stunde mit dem Köfferchen in der Hand zu Fuß wieder zurückkam. Eine seltene Ausnahme unter den Repräsentanten der Jüdischen Gemeinde. Hatte der Kommandant der Wache, dem man ihn vorführte, sein Verwundetenabzeichen honoriert? - in den Konzentrationslagern konnte es und andere Auszeichnungen zur Folter und zum Tode führen - oder hatte er in ihm einen Mitgefangenen aus französischen Kriegsgefangenenlagern erkannt? Er sagte nur, er hätte die Wache durch die Hintertür verlassen.

Regeln galten nicht, der Ordnungsstaat hatte gegenüber Juden seine ihm inne wohnenden anarchischen Züge offen gelegt. Das hatte - führende Nazis erkannten es - so manchen Bürger erschreckt. Die Bürokratisierung der Verfolgung - und später der Vernichtung - war die Folge. Es ist ein oft beobachtetes Phänomen, dass dort, wo die Alltagsbeziehungen unter Geschäftspartnern und Nachbarn eng und überschaubar waren - wie in den kleinen hessischen Orten und Dörfern -, es zu unerwarteter Gewalt kam, als wäre es ein Sündenfall gewesen, den man nun öffentlich und demonstrativ abbüßen wollte.

Wir sind, sagt der Schriftsteller und Nobelpreisträger Isaak Bashevis Singer, die Opfer einer Bande von Intellektuellen.

Der lange Arm der Theoretiker des Erbbiologischen und Rassenhygienischen Instituts der Universität Frankfurt und der völkischen Denker der Universitäten reichte - das wissen wir heute - bis nach Auschwitz-Birkenau.

Das Gefühl, sich in ihrer Umgebung auszukennen - selbst nach sechs Jahren Nationalsozialismus - erwies sich als trügerisch und für manche als tödlich. Bildung, Halt und Hoffnung der deutschen Juden half nicht zu erkennen, mit was man es zu tun hatte. Die wohl gebildetsten und feinsten unter unsern Lehrern am Philanthropin, Dr. Ernst Marbach und Dr. Henry Philipp, starben nicht allein an den Folgen der körperlich unerträglichen Verhältnisse im Konzentrationslager; sicherlich auch daran, dass sie stärker als robustere Naturen seelisch verwundbar waren. Sie waren es ja, die Bildung, verankert in der Sprache, übermittelten. Sprache war nicht nur ein Kommunikationsmittel, sie gehörte zum Wesen - heute sagt man: Identität.

Der jüdische Dichter aus Darmstadt, Karl Wolfskehl, gehörte zum engen, elitären Sprachkreis des Mythologen Stefan George, auch in der jüdischen Jugendbewegung berauschten wir uns an seinen Versen. So wie Claus Schenk von Stauffenberg. Im fernen Neuseeland zerbrach Karl Wolfskehl an dem Gefühl, aus ihm verstoßen zu sein.

Wie hat sich der 9. November angefühlt in seiner überraschenden Radikalität? Können Menschen, die völlig anders aufgewachsen sind, ihn überhaupt nachfühlen?

Vielleicht gibt es eine gewisse Annäherung in jüngster Zeit hier in Frankfurt. Ich habe mir lange überlegt: Soll ich dieses Beispiel anführen? Es kam mir schon damals in den Sinn. Ich denke an den Auftritt Martin Walsers in der Paulskirche. Nicht an seine Rede, vielmehr an den Beifall des geladenen Publikums. Herr und Frau Bubis, eben noch prominenter Teil der Gemeinschaft in der ersten Reihe, plötzlich überraschend abgeschnitten, isoliert, allein. Es war eine - wenn auch gewaltlose - Überrumpelung, die Bubis schließlich fragen ließ: Alles umsonst?